

Zeitschnecken



7 Zeitschnecken <i>Thomas Wagner</i>	41 Findling <i>Jan Schmidt</i>
11 Monumentum <i>Annett Reckert</i>	67 Unter der Autobahnbrücke <i>Christiane Cuticchio</i>
17 ein Auszug <i>Thomas Pöhler</i>	71 Steinchen im Kopf <i>Andreas Bee</i>
25 Spuren im Multiversum <i>Michael Lommel</i>	77 Lentissimus artifex <i>Wolfgang Ullrich</i>
51 Warten <i>Sandra Danicke</i>	85 Leerstellen <i>Katharina Bahlmann</i>
57 Die Einsamkeit des Langstreckenläufers <i>Brigitte Kölle</i>	89 Gleitzeit <i>Stephan Berg</i>
	94 Biografische Angaben zu den Autorinnen und Autoren

ein Auszug
Thomas Pöhler

Nacht für Nacht zog eine
Landschnecke durch die
Ritzen der Pflastersteine.
Immerzu schlich sie diesel-

ben vier Kanäle entlang und musste viermal im rechten Winkel abbiegen, um wieder am Ausgangspunkt anzugelangen. Doch für die volle Strecke war meist die Nacht zu kurz. Ihr Weg führte sie um den Sockel einer hohen weißen Marmorskulptur, die schon seit Jahrhunderten an dieser Stelle stand. Sonne und Regen hatten der immer noch makellos erscheinenden Oberfläche der Statue zugesetzt und dabei hauchdünne Schichten, feine Brösel und Staub abgelöst. Sie waren zu Boden gerieselst oder von einem Schauer abgewaschen worden. Das unscheinbare mineralische Pulver sammelte sich in der näheren Umgebung, vor allem in den Fugen der Bodenplatten. Ebendort konnte die Schnecke, geschützt vor dem raschen, tödlichen Ende unter einer Schuhsohle, das stets frische, feuchte Moos abnagen. Die süßen Moosblättchen waren dünn und dicht von weißen Nadeln aus zuckrigem Calcitkristall überzogen. „Aus diesem feinen Stoff lass' ich meine Drüsen eine Platte bauen“, hatte sich die Schnecke gefreut und dabei an einen besonders harten Verschlussdeckel für ihre alljährliche Winterhöhle gedacht, als sie auf einem Streifzug durch die nächtliche Stadt den Platz entdeckt

hatte. Die Jahre zuvor hatte sie sich zu dieser Zeit schon längst zurückgezogen. Doch die Nächte im Oktober und November waren dieses Mal ungewöhnlich lau, fast wie im Mai. Sie konnte einfach nicht darauf verzichten, mehr von diesen herrlichen Mikrokristallen aufzunehmen und in einem festen Winterschutz zu verbauen, den sie klammheimlich „mein Luxus-Epiphragma“ nannte, eine Vorstellung, bei der sich ein wohlig-genüßliches Kribbeln einstellte. Ein behaglicher Winter stand ihr bevor. „Vale la pena“, dachte sie, denn sie war Italienerin.

Eines Nachts drehte dort ein Mann, unruhig und laut vernehmlich denkend, ebenfalls seine Runden im Dunkel: „Auch ich bin klein von Wuchse, sogar kränklich. Was David mit erfinderischer Technik niederstreckte, das treff’ ich mit der Wucht meiner Worte.“ Er war vor der Kälte des Nordens von Turin aus weiter in den Süden geflohen, und es war in der Nacht vom 7. auf den 8. November 1885, als er auf der Piazza della Signoria in Florenz – wenn auch in anderem Tempo – dieselben Bahnen zog wie die Schnecke. Immerzu im Kreis um den mythischen Helden stapfend deklamierte er Passagen aus seinen *Unzeitgemäßen Betrachtungen*.

In das Schneckenhaus hallte die Stimme Friedrich Nietzsches: „Das Tier weiß nicht, was gestern, was heute ist, ist kurz angebunden mit seiner Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks.“ Die Schnecke fühlte sich nicht angesprochen. Angebunden an den Pflock? – Es ging dem Denker doch sicher um

den Ochsen, den Esel. Die Worte hallten in den Windungen des Schneckenhauses aber lange nach. Die Störung ärgerte sie. Es war die Rede von „dem Tier“, somit auch von ihr, der Vorwurf sollte beantwortet werden. Einerseits war sie – wenn auch in langsamem Tempo, was sie aber keineswegs störte – vollkommen frei auf ihren Wegen, andererseits war ja auch sie gebunden an einen Mittelpunkt. „Nein“, präzisierte sie, „ich bin nicht angebunden, sondern ich bin verbunden mit einem gewundenen Haus, das ich selbst geschaffen habe, das ich mit mir herumtrage, in das ich mich zurückziehen, aber mitsamt dem ich mich jederzeit frei vorwärtsbewegen kann. Und ich weiß sehr wohl um gestern und um heute und kann dem Augenblick jederzeit und frei bestimmt in jedwede Richtung entkommen. Ich trage meinen Ursprung mit mir herum. Mein Haus ist mein Werk und zugleich auch Teil von mir, es geht in ununterbrochener Kontinuität hervor aus meiner Vergangenheit. Es ist mein Ursprung und mein Ende. Ein Werk, das die Zeiten überdauert.“ Und sie fühlte sich von dem ihr fremd und hochmütig erscheinenden Gedanken zu weiteren Ausführungen angestachelt: „Ich schaffe zwar nur ein einziges Werk; das enthält dafür in sich alle anderen potenziellen. In einer einzigen Bewegung verbinden sich sein Anfang und sein Ende. Mit unendlicher Geduld habe ich es ohne Ablenkung, Launen und Widerspruch aufgebaut, ohne die Traditionsverweigerung der Halbstarcken, ohne den willen- und charakterlosen

Zwang zur Innovation. Jedes einzelne, winzige Kristallnadelchen habe ich an die richtige Stelle gerückt und dabei immer genau die Zielrichtung eingehalten. Nur so konnte mein Werk dauerhaft werden. Der Plan für mein Haus ist alt und bewährt – es gibt ihn seit Äonen. Genauso habe ich es gebaut: behutsam, einfach und klug, damit es wiederum mich um Millionen Jahre überdauern wird. – Und das weiß ich sehr wohl!“

Doch Nietzsche hörte nicht. Wieder ertönte seine Stimme: „Unorganische Materie, ob sie gleich meist organisch war, hat nichts gelernt, ist immer ohne Vergangenheit.“ Den Rest verstand die Schnecke auch deshalb nicht, weil der Hall die nachfolgenden Sätze zunehmend überlagerte. „UnWäorregaesnianscderhes Msoatwüerrdeiees, nieobein seiWie edglrheiolucngh gemebenisköt nnoorganisch...“ Dem konnte die Schnecke nun wirklich nicht mehr folgen. Sie zog ihre Horchantennen ein und bettete sie tief in ein dichtes Schleimpolster. „Unorganische Materie, ob sie gleich meist organisch war, hat nichts gelernt, ist immer ohne Vergangenheit.“ – Was für ein arroganter Tropf“, dachte sie im Stillen, „was weiß der denn schon von der freudig vibrierenden Spannung, die in einem Wassertropfen herrscht, wenn in ihm Calcit wächst? Vom Zittern und Wabbeln, wenn sich die feinen Kristallhärchen befummeln? Von den chthonischen Chören aus kicherndem, schwatzendem, sabberndem, süffelndem Giggeln?“ Die Gedanken der Schnecke vagabundierten ins Dunkle ihrer Vorgefühle. Dann rülpste sie.

Dem Schneckenhaus entsteigt ein kleines Wölkchen, verflüchtigt sich und wird schnell verweht. Kohlendioxidmoleküle treiben in weite Fernen. Sie ruhen sich aus. Eines von ihnen wähnt sich bereits unauffindbar, als ein Regentropfen es trifft. Sofort wird es aktiv: Mit dem erstbesten Wassermolekül zu unbeständiger Kohlensäure zwangsverbunden, stürzt es in die Tiefe und klatscht in ein kalkiges Rinnsal. Mit ihm sprudelt es in eine Felsspalte, die sich weit verzweigt, weitet. In den Höhlen ist die Kohlensäure ständig am Werk. Sie löst den Kalk, verlässt die Lösung, der Kalk fällt aus. Sie löst ihn erneut, es wachsen Kristalle.

Unverändert in immer derselben Größe hängt der Wassertropfen schon seit langer Zeit an einer bestimmten Stelle der Höhlendecke. Die geringe Verdunstung in dem feuchtkalten, abgeschlossenen Verlies und der spärlich-konstante Zulauf von fast reinem Wasser halten sich seit Jahrtausenden exakt die Waage. Diesen peniblen Ausgleich weiß eine Kristallstufe geduldig zu nutzen. Winzige wasserklare Klingen, wie Rasiermesserchen der Kobolde, schweben fragil übereinander und nebeneinander. Das könnten jedoch tatsächlich auch feinste Modelle für Weltraumwohnmodule sein, unter den Bedingungen der annähernd absoluten Schwerelosigkeit im Inneren eines Wassertropfens gebaut. Was immer dort Gestalt angenommen hat – wenn irgendwann der Wassertropfen verschwindet, hängt es im Trockenen. Ständig zieht jetzt die Schwerkraft. Aber es

bleibt trotzdem stabil an seiner Stelle, schwebt weiterhin bewegungslos. Alle Berührungen bleiben nur Ahnung.

In einem späteren, günstigeren Erdzeitalter mit neuer Nährlösung und neuen Vorstellungen wird es das Wachstum wieder aufnehmen. Dann wächst der klare Kristall wie eine Glasvitrine um sich selbst herum, in der Absicht, sein früheres Ich in seinem späteren Ich auszustellen: Phantomkristalle. Eine Mayapyramide in einer daumengroßen, gründerzeitlichen Berliner Mietskaserne. Ein archaischer, ambossartiger Torso in einem filigranen Schmetterling.

Im Wesen der Calcite wirkt ein atemloser Drang nach Formentwicklung, häufig in Konkurrenz, im Wettstreit miteinander. Calcit ist das Chamäleon im Reich der Minerale. Die Vielfalt seiner Kristallformen und ihre Kombinationen sind unermesslich. Neugierige Forscher spalteten ihn einst in Stücke, um dem Geheimnis dieses unbändigen Erfindungsüberflusses auf die Spur zu kommen, studierten ihn unter der Lupe und dem Mikroskop. Im Geiste spalteten sie die Stücke weiter und weiter und erhielten schließlich mit dem Rhomboeder die kleinste Einheit, den Grundbaustein, aus dem sich die langen, geraden, runden oder würfelförmigen und die spitzen, krummen, platten Kristallstufen aufbauen.

Ganz selten taucht inmitten dieser ungehemmten Entfaltung ein Zwillingkristall auf. Ein Paar macht jeden einzelnen Wachstumsschritt synchron, formgleich und richtungsäquivalent bis ins Kleinste. An der Basis

miteinander verwachsen, gelingt ihm die perfekte Dopplung. Zwillingkristalle wollen das Unmögliche beweisen.

Ein Drusenfenster offenbart ein kriegerisches Getümmel. Lanzen ragen von allen Seiten in die Mitte des kugelförmigen Raumes. So wild der erste Eindruck auch erscheinen mag, das ist kein Kampf, kein Kristall berührt ein anderes. Zwar will jedes einzelne Selbst es für sich möglichst weit bringen, doch für das gemeinsame Vorhaben gilt die Abmachung, dass niemand das Wachstum eines anderen behindern darf. Wachsen heißt hier, in die Peilung der eigenen Wuchsachse die zukünftige Ausdehnung aller Nachbarn einzuberechnen. Die eigene Entwicklung folgt vorausschauender Rücksicht.